

Strom: 22. Sept. (Mittwoch) 1898. ...
Kursnotierungen der Berliner Börse vom 22. Sept. (Eröffnungsbörse)
Deutsche Fonds und Staatspapiere.
Ausländische Fonds.
Deutsche Hypotheken-Pfandbriefe.
Leipziger Börse vom 22. September.
Geld-, Silber- und Papiergeld.
Leipziger Börse vom 22. September.
Ausländische Eisenbahn-Prioritäts-Obligations.

Getreide, Stärke, Kartoffelmehl.

31. Sept. 22. Sept. ...
Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Maltz.
Stärke, Kartoffelmehl.

22. Sept. 22. Sept. ...
Kartoffel, Rübe, Zuckerrübe.
Obst, Gemüse.

22. Sept. 22. Sept. ...
Zucker, Öle, Fette, Mehl.
Sonstige Waren.

22. Sept. 22. Sept. ...
Bismuth, Kupfer, Silber, Gold.
Metalle, Münzen.

22. Sept. 22. Sept. ...
Strom, Gas, Wasser.
Dienstmittel.

Main table with multiple columns and rows containing financial data, exchange rates, and commodity prices. Includes sections for 'Kursnotierungen', 'Deutsche Fonds', 'Ausländische Fonds', and 'Leipziger Börse'.

Advertisement for 'Buchdruckerei Thiele' located at Leipzigerstrasse 57, Halle a. S. The ad features decorative borders, a central illustration of a man pointing, and text describing their services: 'Anfertigung aller Buchdruckarbeiten'. It also mentions 'Verlobungs-Vermählungs-Geburtsanzeigen Programme Einladungen Menükarten Visitenkarten Adresskarten u. s. W.' and 'Verlag der Haleschen Zeitung ... Gegründet 1708'.



[Nachdruck verboten.]

Das Geheimniß von Birkenried.

23) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Rätke roch an dem Roſenſtrauß, während Mylady wie ein verzogenes Kind ſich mit dem Halse an ſie ſchmiegte. „Wer kann das gethan haben?“ fragte ſie ſich in Gedanken. Blögliſch riß ſie aber dem Pferde den duftenden Kopfpuz ab und warf ihn weit von ſich in die Streu, ſei es, daß ſie fand, Mylady könne durch ſolche Extravaganzen allzu eitel werden, ſei es, weil ſie eiferſüchtig darauf hielt, daß ihr Leibpferd nur von ihr ſelber geſchmückt werde und nicht von dem nächſtbeſten Reitknecht.

Dann verſetzte ſie dem Falben ſogar einen zornigen Schlag auf den Rücken, als hätte ſie ihn der Treuloſigkeit zu zeihen. Aber als er, das nur als eine Liebköſung auffaſſend, ſie daraufhin abermals freundlich beſchnupperte, wurde ihr Herz wieder weich, und ſie ſtreichelte ihn ſo zärtlich, als müſſe ſie ihm ihre Feſtigkeit abbitten. Sie lehnte ſich an das Thier und überließ ſich wieder einmal einer jener wehmüthigen Stimmungen, wie ſie ſie in den letzten Tagen nur zu oft anfielen.

Die Hitze hatte hier in dem dunſtigen Stalle etwas ganz beſonderes Einſchläferndes. Es war gewiß auch nur dieſer erſchlaffenden Atmosphäre zuzuſchreiben, daß Rätke allmählich in eine ganz ſonderbare Rührſeligkeit verſank. Ja, jezt wurde ſie mit einem Male inne, was ihr fehlte und was ſie erſuchte: das Sterben! Ach Gott! ſo dahinſchlummern, ſchmerzlos, ſich auflöſend, das mußte einfach köſtlich ſein! Und da fühlte ſie, wie ſie dieſer ſchönen Welt, die ihr zuletzt ſo viel unbeſtimmten Nerger bereitet, in der letzten Stunde doch zu verzeihen geneigt ſei. Nein, ſie wollte in Frieden hingehen, verſöhnt mit den Menſchen, wie es einem frommen Gemüthe Bedürfniß war! Ihr Herz zerſchmolz förmlich in überquellendem Wohlwollen für die ganze Menſchheit, der ſie doch heute Mittag noch ewigen Haß zugeſchworen hat, haben meinte. Es kam ihr ſo rührend süß, ſo himmlisch vor, mit einem allvergebenden Lächeln auf den Lippen aus dem Leben zu ſcheiden, daß ihr die hellen Thränen in die Augen ſtiegen.

Blögliſch vernahm ſie ein Geräuſch da draußen in der Vorhalle. War das nicht ein leiſer Schritt geweſen? — Richtig, da erſchien eine dunkle Geſtalt vor ihrem Blicke, die den Weg durch die offen gebliebene Stallthür nahm. Jezt trat die Geſtalt in den Bereich des Tageslichtes von den beiden nach dem Hofe gehenden Fenſtern des Schuppens her, und Rätke, die hier in dem dunklen Winkel zwischen den Brettern des Pferdeſtandes ſelbſt unbemerkt bleiben mußte, erkannte Dieſel, eine der Jungmägde, ein hübsches, keckes Ding, das ihr beſonders zugethan war.

Was hatte denn die da im Zeugſchuppen oder im Pferdeſtall zu ſuchen? Für die gab's doch heute gerade im Waſchhauſe alle Hände voll zu thun. Hatte ſie ſich etwa von der Arbeit gedrüdt, um hier in dem kühlen Raume Gelegenheit zu einer kleinen Siesta zu ſuchen?

Aber Dieſel wandte ſich nicht nach dem Stalle, ſondern nach der entgegengeſetzten Seite, gegen eine niedrige Holzthür, die Rätke von ihrem Plage aus ebenfalls recht gut ſehen konnte. Und wie ſie bemerkte, daß das Möbel ſo behüſam dahinſchlich, als ginge ſie auf Ragenpfoten, vorſichtig um ſich ſpähend, aber geradeswegs auf dieſes Thürcchen los, da zuckte es in ihr auf, eine wüthende Regung. Jene Thür — ſie führte es ganz Stübchen Jan Stalicki's, das wußte ſie; er bewohnte es in das allein; das übrige Stallperſonal hatte ein gemeinſames großes Geſaß in der Manſarde über dem Stallgebäude. Es war alſo kein Zweifel möglich, daß Dieſel bei Jan einen Beſuch abſtatten wollte.

So eine Frechheit — Rätke hatte gute Luſt, hervorzufürzen und dem Mädchen, das ja ſchon durch ſein ganzes Gehaben das Bewußtſein eines unrechten Thuns verrieth, recht energiſch den Weg nach dem Waſchhauſe zu weiſen. Aber ſie bezwang ſich; ſie mußte ſich doch erſt vollends überzeugen, ob die Pflichtvergeſſene es wirklich auf dieſe Thür da drüben abgeſehen habe.

Wahrhaftig, jezt drehte Dieſel den Schloßſchlüssel im Schloße und öffnete, um in dem Kämmerchen zu verſchwinden.

Rätke richtete ſich auf und fühlte, wie ihr die Farbe der Empörung in die Wangen ſtieg. Dieſer Jan hatte den Schloßſchlüssel wohl nicht umſonſt ſtecken laſſen. Da handelte es ſich wohl um ein Stelldichein! O, der Glende, der immer ſo that, als ſähe er die Mägde auf dem Gute kaum über die Achſel an! — Aber was ärgerte ſie ſich eigentlich? Sie hatte ihn ja nie für etwas Anderes als einen abgeſeimten Heuchler gehalten; es konnte ihr demnach eine gewiſſe Befriedigung gewähren, ihr Urtheil beſtätigt zu ſehen. Und wirklich — jezt wollte ſie auch warten, bis er ſelber käme, und er mußte ja bald kommen, natürlich — und dann konnte ſie ihn vor Hans endlich entlarven, dieſen verächtlichen Duckmäuser!

Sie wartete alſo und horchte. Aber ihre Geduld ſchien auf eine harte Probe geſtellt zu werden. Im Hofe draußen blieb Alles ſtill; es war, als hätten die ſengenden Sonnenſtrahlen, die zum Theil auch in den Schuppen hereinbrangen, alles Leben im Hauſe erlödt. Nur aus Jan's Kammer drang von Zeit zu Zeit ein Geräuſch, wie wenn vorſichtige Hände Schubladen aufzögen und darin herumwühlten.

Sollte ſie Jan am Ende doch Unrecht gethan haben, hatte er den Schloßſchlüssel unabhüſſlich ſtecken laſſen, und wußte er gar nichts von der frechen Dirne, die da in ſeinen Sachen herumſtöberte?

Aber da, jezt — ja, ja — das waren raſche Schritte vor der Schwelle der Hofthür, und das Sporenklirren der Manenſtiefel — Rätke kannte das Geſtir nur zu wohl, ſie haſte es ja genugſam! Und auch Dieſel da drinnen mußte es hören, ſie erſchauer in der Thür, wahrſcheinlich, um nach dem ſaunſeligen Liebhaber auszugucken — aber nein, ſie ſchien ängſtlich — aha! jezt wollte ſie entſchlüpfen, ſich vielleicht im finſteren Hintergrunde zwischen den alten Aldergeräthen verſtecken — doch

schon zu spät; sie war bereits vom Fenster aus gesehen worden. Jan stürzte wie besessen herein, sah noch, wie das Mädel seine Kammerthür zuwerfen wollte, stieß einen Fluch aus und hatte Diesel im nächsten Augenblick gepackt.

„Was wollen Sie da?“ schnaubte er sie an, und seine Augen funkelten, daß Rätke für die Magd zitterte.

Diese verlor alles Blut aus den Wangen, bemühte sich aber, ein freundliches Lächeln zu zeigen.

„Ach, gehen Sie, thun Sie doch nicht so bitterböös, Herr Jan, wenn man einen kleinen Scherz . . .“

„Du verdamnte Kröte!“ leuchtete er und packte sie an dem einen Arm, den sie hinter sich auf dem Rücken hielt, als habe sie da etwas zu verbergen. „Du hast mir was genommen! Gesetze und — heraus damit!“

Diesel versuchte nun schnippisch zu werden, dann grob, um sich zuletzt auf's Bitten zu verlegen, aber der Mann ließ sie nicht los.

Da hielt es die Baronesse für geboten, der unerquicklichen Szene ein Ende zu machen. Rasch trat sie hinaus. „Was giebt es da?“

Die Beiden prallten erschrocken auseinander. Diesel sagte sich jedoch schnell und wollte entweichen. Aber Rätke vertrat ihr den Weg zur Ausgangsthür. Sie entwickelte sehr viel majestätischen Anstand.

„Sie werden mir Rede stehen! Was hatten Sie dort in der Kammer zu suchen, und was verbergen Sie da jetzt unter Ihrer Schürze?“

Diesel stotterte etwas Unzusammenhängendes. Jan, der sich mittlerweile von seiner Ueberraschung erholt hatte und in respektvoller Haltung vor der Schwester seines Herrn stand, plakte jetzt heraus.

„Gnädiges Fräulein haben selbst gesehen, wie diese Person da drinnen in meiner Stube war? Dann täusche ich mich auch nicht, wenn ich sie beschuldige, daß sie mir etwas genommen hat. Sie belauert mich, so oft sie nur kann.“

„Pfui!“ rief Rätke entrüstet, als könne sie so 'was Abscheuliches gar nicht fassen, und hatte dabei wirklich kein Bewußtsein, daß auch sie vor Kurzem Jemand belauscht hatte. „Ist das wahr?“

„O, denken doch die Baronesse nicht schlecht von mir!“ sagte Diesel in weinerlichem Tone. „Es war gewiß und wahrhaftig nur aus Scherz, wir haben den Jan da immer geneckt, er müsse Liebesgeheimnisse haben, wir wollten nicht glauben, daß er alle Frauenzimmer nicht leiden könnt', und weil ich — und ja — und ich hab's doch vorgestern Abend gesehen, als er aus dem Herrenhause herabkam, wie er in seiner Kammer dort 'was im Kasten versteckte — ich konnte gerade durch einen Riß im Fenstervorhang hineingucken — und da war's mir, als ob . . .“

„Boshaftes Geschöpf!“ unterbrach sie da der Bursche zornig — er war blutroth vom Halse bis zu den Haarwurzeln hinauf. „Wer giebt Ihnen ein Recht, mich auszuspioniren? Augenblicklich her mit dem Ding, das Sie mir entwendet haben . . .“

„Na, wenn Sie's durchaus nicht anders haben wollen, Sie Herr Obenaus.“ sprubelte jetzt die Gefränkte mit der Nachgier der Verschnähten hervor, „so kann ich's ja gesehen, was mich so interessirt hat, daß ich mir um jeden Preis Gewißheit verschaffen wollte. Es war das kleine Täschel, das ich Sie vorgestern da drinnen bei der Kerze so lange betrachteten und dann verschließen sah. Und ich hab's auch gesehen — und ich wollte Sie damit zum Besten haben — aber jetzt, weil Sie gar so sehr den Hochnasigen gegen Unsereins spielen wollen, jetzt soll auch das gnädige Fräulein wissen, um was es sich handelt. Ja, vergiften Sie mich nur mit ihren Feueräugen, Sie tollköpfiger Mensch Sie! Jetzt rechtfertigen Sie sich einmal

von wegen des Dings da. Es müßt' doch recht komisch zugehen, wenn Sie auf rechtmäßige Weise dazu gekommen wären!“

Sie hatte schon während der letzten Worte Rätke ein altes Ledertäschchen in die Hand gedrückt, das sie bisher in der krampfhaft geballten Faust unter der Schürze verborgen gehalten, und rannte nun hinaus, eine zornige Lache aufschlagend.

Jan machte Miene, sich jetzt auf die Baronesse zu stürzen, um ihr den Gegenstand zu entreißen. Sein Gesicht war nun — im Gegensatz zu vorhin — kreidebleich. Rätke trat mit blühenden Augen zurück.

„Oho! Wollen Sie jetzt auch mich wie eine Räuberin behandeln? Das ist ja recht verdächtig.“

„Verzeihung!“ stammelte er, mit den fieberisch unruhigen Fingern immer wieder nach dem Streitobjekte hinstreckend, das jetzt auch sie mit dem Rücken deckte. „Es ist — es könnte . . . Baronesse täuschen sich ganz gewiß, wenn Sie dem Mädchen glauben . . .“

„Zurück, sage ich! Ich muß mich überzeugen, was das ist, von dem Dese behauptet, es könne nicht auf rechtmäßige Weise in Ihren Besitz gekommen sein.“

Da faltete er in Todesangst die Hände. „Ich bitte, ich beschwöre Sie, gnädiges Fräulein, geben Sie mir das Ding wieder! Können Sie denn wirklich glauben, daß Sie in mir einen gemeinen Dieb ertappen sollen . . .?“

„Warum nicht?“ stieß sie hervor.

„Baronesse!“

„Was soll's? Bilden Sie sich nicht ein, mich mit Ihrem erkünstelten Vornehmtum täuschen zu können! Ich habe hinter diesem mühsamen Anstand längst nichts Gutes vermutet.“

Er wich zurück wie vor einem entsetzlichen Phanton. Dann machte er eine wegwerfende Geberde und lächelte in stummer Verzweiflung. Rätke nahm das Täschchen auf, um es zu öffnen; es schien eine kaum handgroße Karte zu enthalten. Sie konnte sich aber doch nicht entschließen, die Klappe aufzudrücken. Glaubte sie denn wirklich, was sie gesagt hatte? daß er seinen Herrn bestohlen haben könnte? Und hatte sie sich nicht wieder — und unerträglich als je — blamirt, wenn sich der Inhalt dieses Futterals als unverdächtig oder gar als ein delikates Rührmichnichten erwies?

„Defnen Sie's!“ sagte er mit der dumpfen Resignation eines Delinquenten, der den Todesstreich des Scharfrichters erwartet. „Jetzt ist mir Alles gleich.“

„Ei!“ Sie machte schon Miene, ihm das Ding verächtlich vor die Füße zu werfen, da zuckten ihr doch wieder die Worte der Dese durch den Kopf. Sie lächelte kalt und grausam.

„Nein, ich lasse mich auch durch dieses feine Manöver nicht fangen. Ich habe allerdings kein Interesse an dem Geheimniß dieses Täschchens — meine Meinung von Ihnen könnte ja auch so wie so nicht geändert werden — aber Ihr Herr ist berufen, Einsicht darein zu nehmen. Ich werde es also meinem Bruder übergeben.“

Jan verrieth nur mit einem schmerzlichen Zittern der Nasenflügel, wie ihn der Gedanke an den Baron berührte. Dann nickte er.

„Auch das, wenn Sie wollen! Ich bin auf Alles gefaßt.“

Sie hatte sich schon zur Thüre gewendet. Sein Ton gänzlicher Hoffnungslosigkeit zwang sie aber, doch noch einmal umzusehen.

„So gestehen Sie, was Sie da haben!“ rief sie zornig „Vielleicht lasse ich dann Nachsicht walten.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen und der Naturalismus.

Von einer deutschen Frau erhält das „E. L.“ folgende Zuschrift: „Viele Blätter wenden sich mit scharfer Ironie gegen die Forderung eines „geistigen Seuchengesetzes“ und überschütten mit der Laune beißenden Spottes diejenigen, welche „Front machen“ gegen die modernen Kunstströmungen des Naturalismus und Symbolismus. In den betreffenden Artikeln wird gesagt, daß man auf dem Centrumstage zu Krefeld „gegen die Bilder von Mafart und die Romane von Zola die Keule des Glaubens geschwungen“ und „gegen die den Geist und Körper vernichtenden Bazillen das Schnellfeuer des Gebetes eröffnet“ habe; wie es überhaupt „schrecklich gesunden“ sei, „daß Personen und Ereignisse der heiligen Geschichte in die gemeine Wirklichkeit herabgezogen würden“. Es liegt mir fern, mich mit den Herren Verfassern messen und in eine Polemik einlassen zu wollen, aber sie treiben mich zu der Frage: Warum nehmen wir Frauen nicht entschiedenere Stellung zu einer Streitsache, deren FÜR und WIDER von mehr oder minder ernstgesinnten Männern schon oft erörtert wurde und die auch uns nahe genug angeht? Man braucht nicht zu den Katholiken zu gehören, um auf's Tiefste zu bedauern, daß uns z. B. das Bild des Heilandes, zu dem wir Christen doch alle in liebender Verehrung aufschauen sollten, in Kunstausstellungen, ja, auch in den Auslagen der Schaufenster oft in geradezu widerwärtiger und erschreckender Gestaltung entgegentritt. Man braucht aber auch nicht „besonders kriegerisch“ veranlagt zu sein, um in Empörung zu gerathen der Thatfache gegenüber, daß die doch ganz bestimmt nicht moralisch fördernden Zola-Romane jetzt sogar in verschiedenen Geschäften unter Zwirn und Band, Hüten und Walztaffel der urtheilslosen Jugend in die Hände gespielt werden. Ich betone das Fehlen des Urtheils, denn wer es besitzt und es sich nicht durch allerhand äußere Einflüsse verschleien läßt, wird so wie so die Erzeugnisse des französischen Romanziers mit Unwillen aus der Hand legen und sich nicht durch glänzende Darstellung und Masche blenden lassen, er müßte sonst die Geschmacksrichtung besonders ausgeprägt besitzen, der in den Zola-Büchern Rechnung getragen wird! Und nun noch: Wer wollte es leugnen, daß die Darstellung des Nackten, und zwar die öffentliche Darstellung desselben, einen Umfang angenommen hat und in einer Art geschieht, die Bedenken erregen muß! Warum also ignoriren wir Frauen einen Umstand, dessen üble Eindrücke auf das Seelenleben unserer Kinder wir weder zu ermesen, noch zu kontrolliren vermögen? Da ist es zuerst das heikle Thema, das uns zurüchhält. Ich muß gestehen, daß auch ich erst lange mit mir gekämpft habe, ehe ich mich zu der offenen Frage entschloß! Es gehört zum guten Tone, Manches nicht sehen und hören zu wollen und, wenn es sich uns zudringlich in den Weg stellt, still und leise darüber hinwegzugleiten. Dann: Man möchte doch auch nicht zu Denen gezählt werden, welchen die Spötterflugs mangelndes Kunstverständnis oder frömmelnde Prüderie vorwerfen! Und schließlich: Die Frauen haben doch nicht in Alles hinein zu reden — wohl! Der Meinung bin ich auch! Aber in diesem Falle müßsprachen, gebietet den Müttern die Pflicht, oder aber sie machen sich einer Unterlassungssünde schuldig, die schwere Folgen haben kann. — Wie oft schon habe ich halbwüchsige Jugend wie hingebannt vor Schaufenstern gesehen, in denen die bedenklichsten Bilder, Postkarten und dergl. — die mit „göttlicher Kunst“ (welches Schlagwort gern ins Treffen geführt wird!) nicht, das Mindeste zu schaffen hatten —, ausgestellt waren. Ist das Lesen der so oft schlüpfrigen Postkartenreime und das Anschauen von Bildern, auf denen sich die Personen durch jeglichen Mangel an Kleidung sowohl als Anstand — der an wirklichen Kunstwerken ja auch ohne „Spöhenblätter und Nachtjaden“ wirken kann — auszeichnen, etwa der Sittlichkeit förderlich oder dem Kunstverständnis notwendig? Da wird so oft der Verfall der Sitten beklagt und dabei, wenn Jemand den Vorschlag aufwirft, die Nacktheiten aus den Schaufenstern verschwinden zu lassen, so zeteret man darüber, daß das Kind mit dem Bade ausgeschüttet würde! Ein Sprüchwort, und gar ein sehr weises, aber sagt: „Von zweien Uebeln soll man das kleinste wählen.“ Darum: Wenn die ideale, ästhetische Nacktheit sich in Räume zurückziehen wollte, in denen ihre Verehrer sie wohl zu finden wissen würden, die aber Kindern verschlossen blieben, so machte man damit schamlosen Subleien, desal. Photographien u. s. w. einen Strich durch die Anmahlung, mit der sie unter der Firma der Kunst ein allzu „freies“ Dasein führen. Und zwar

führen sie es — das kann die schärfste Feder nicht hinwegdisputiren! — zum Nachtheile unserer Kinder, denen ich zum Schlusse dieser Anregung (denn alle mehr können diese Zeilen nicht gelten!) selber das Wort lasse. — Es sind ein paar Monate her, da kommen zwei jüngere Söhne einer Freundin von mir höchst aufgeregt von einem Auswege heim. „Du, Mutter! In der B. . . Straße vor dem Hause . . . hängt ein Bild, da ist ein Fräulein d'rauf — ganz ohne was an! Und die tanzt so auf der Bühne, erzählten die anderen Jungen! Pfui doch!“ „O!“ sagt die Mutter in wirklicher Verlegenheit, „das ist wohl kaum so! Etwas haben diese Art Tänzerinnen immer an, wenn auch nicht viel!“ „Nein! Mutter! Nein! Nicht die Spur!“ „Nun, wißt Ihr, nach solchen alten Bildern müßt Ihr gar nicht sehen! Und geirrt habt Ihr Euch ganz bestimmt! Solche Leute tragen Trikot!“ ist die kurze Antwort. „Auch nicht Trikot! Kein bißchen!“ beharren die Jungen. Da erhebt der ältere Bruder, der stumm und aufsteigend tief in seine Arbeit versenkt dagelesen hat, sein Haupt. „Natürlich! Trikot hat sie an und eine Tänzerin ist sie gar nicht! Sie macht in Lustgymnastik!“ Der junge Herr scheint sehr unterrichtet. Die unangenehme Ueberraschung seiner Mutter dieserhalb hätte sich aber schon ob der lauten Energie der Kleinen nicht in Worte kleiden lassen. Sie behaupteten lärmend ihren Standpunkt. „Ob sie Tänzerin ist oder sonst was — sie hat nun einmal gar nichts an! Pfui! So vor die Leute zu geben!“ „Die dummen Jungen!“ sagt der Andere beinahe mitleidig zu der Mutter hinüber. „Du kannst Dich darauf verlassen, Mutter! Sie hat Trikot an! Ich habe sie mir doch ganz genau angesehen!“

Der Mann mit der eisernen Maske.

Unter den Gedenktagen des diesjährigen September erinnert einer auch an die „Eiserne Maske“, jenen geheimnißvollen französischen Staatsgefangenen, welcher 24 Jahre lang unerkannt, da er eine nicht ablegbare Maske trug, in verschiedenen Gefängnissen lebte. Am 18. September 1698 nämlich, also vor zwei Jahrhunderten, wurde derselbe in die gefürchtete Pariser „Bastille“ eingeliefert, nachdem er vorher an anderen Orten festgehalten war. Dies Datum steht geschichtlich fest, sofern es durch das schriftlich geführte Journal Dujoncas, des königlichen Lieutenants der Bastille, beglaubigt ist. Dagegen haben die Forschungen, welche Persönlichkeit hinter der Maske und den Gefängnißmauern verborgen worden sei, noch nicht zu einem völlig unanfechtbaren Ergebnisse geführt, trotzdem es darüber eine eigene umfangreiche Literatur mit vieler, zum Theil sehr abenteuerlichen und romanhaften Vermuthungen giebt. Für die wahrscheinlichste gilt jetzt wohl die schon 1795 von Meilhac vertretene, ganz kürzlich wieder von Funf-Brentano bearbeitete Annahme, daß man unter der vielgenannten Maske den italienischen Staatsmann Conte Mattioli oder Mattioli zu suchen habe, dessen Lebensgeschichte sich nach der „Magd. Ztg.“ folgendermaßen abgepielt hat: Er hieß mit Vornamen Hercules Antonio, war 1640 in Bologna geboren, hatte schon im zwanzigsten Jahren eine Professur an der Universität seiner Vaterstadt inne und trat dann in den Staatsdienst des Herzogthums Mantua über, wo er sich bald zum allmächtigen Minister des Herzogs Ferdinand Karl IV. emporshawang. Als solcher ließ er sich von der französischen Regierung erkaufen, um die Abtretung der zu Mantua gehörigen Festung Casala in Montferrat durchzuführen; in der That brachte er einen am 8. Dezember 1678 unterzeichneten Geheimvertrag zustande, nach welchem Karl IV. sich gegen Zahlung von 100 000 Dukaten zur Auslieferung der Festung verpflichtete, und erhielt von dem französischen Könige Ludwig XIV. einen sehr werthvollen Diamanten und hundert Doppellouisdor. Etwa zwei Monate später sandte Frankreich einen Vertreter, Baron Nefeld, nach Italien, um mit Mattioli die beglaubigten Vertragsurkunden auszutauschen, in dessen wurde Nefeld ganz plötzlich durch den Befehlshaber von Mailand verhaftet und an Spanien ausgeliefert, wobei sich herausstellte, daß die Höfe von Wien, Madrid, Turin und der Republik Venedig durch einen schmachtvollen, aus niederer Gewinnlichkeit unternommenen Verrath Mattioli's genaue Kunde von jenem Geheimvertrag und den Nebenumständen hatten. Ludwig XIV. sann auf Rache und beschloß auf den Rath seines Vertreters in Mantua, des Abbe d'Estrebes, Mattioli selbst in seine Gewalt zu bringen. Derselbe wurde von d'Estrebes am 2. Mai 1679 unter dem Vorwande, man wolle ihm noch eine Restsumme auszahlen, an die mantuanische Grenze gelockt, hier von dem General

Continat mit zwölf Soldaten gefangen genommen und zunächst in die seit 1631 französische Festung Vinerolo gebracht. Von da kam er im Juli 1684 auf die Insel St. Marguerite (dazwischen jedoch nach anderen Quellen noch in das Fort Epiles) und schließlich am 18. September 1698 unter Geleit des Befehlshabers von St. Marguerite, Saint Mars, in einer Käfte nach der Bastille, wo er bis zu seinem am 19. November 1703 erfolgten Tode blieb. In den Mittheilungen über seine sonderbare Gefangenschaft, über die ausgezeichnete, ehrfurchtsvolle Behandlung, seine Kleidung, reiche Bedienung u. s. ist Vieles übertrieben und entstellte; z. B. soll die „eiserne Maske“ vor dem Gesichte gar nicht von Eisen, sondern von schwarzem Sammet gewesen sein. — Nach vorstehender Darstellung verliert die ganze Angelegenheit sehr viel von ihrem romantischen Ansehen; gerade das würde aber vortrefflich zu einer Aeußerung Ludwigs XV. passen, der einmal dem Herzoge von Choiseul auf dessen Frage nach dem Namen des Gefangenen erwiderte: „Wenn Sie ihn wüßten, würden Sie sehen, daß die Sache gar nicht so interessant ist.“

Allerlei.

Eine Enthüllung über die Ermordung Pellegrino de Rossi. Die Bluthat, die am 15. November 1848 unter dem Vorwand der Cancellaria zu Rom dem liberalen Ministerpräsidenten des Papstes Pius IX. das Leben kostete, die Radikalen ans Staatsruhr und die Revolution im Kirchenstaate zum Ausbruch brachte, ist bekanntlich ungeklärt geblieben. Der Mordmörder war in dem dichten Gedränge so rasch verschwunden, wie er seinen Stoß ausgeführt hatte, und die langwierige gerichtliche Untersuchung beraubte zwar manchen Verdächtigen der Freiheit, vermochte aber kein Licht über das am hellen Mittage im Heine vieler Hunderte verübte Verbrechen zu verbreiten. Nun veröffentlicht aber der römische Professor und Bibliothekar Domenico Gnoli in der Rivista d'Italia eine Darstellung nach der Erzählung eines Augenzeugen, durch welche die Person des Mörders nach fünfzig Jahren endlich bekannt wird. Der Gemährsmann Gnoli ist ein im Jahre 1828 geborener, gegenwärtig noch in Rom lebender Kaufmann, Giuseppe Caravacci, der, selbst in den Prozeß wegen der Ermordung Rossis verwickelt, nach langer Untersuchungshaft wegen Mangels an Beweisen freigelassen worden war und dann viele Jahre im Auslande zubrachte. Dieser jetzt sechzigjährige Mann erzählt, daß er im Jahre 1848 eng befreundet war mit einem Altersgenossen Luigi Brunetti, dem Sohne des bekannten römischen Volkstribunen Angelo Brunetti, genannt Ciceruacchio. Dieser Freund habe ihn am Vormittag des 15. November aufgefordert, mit ihm nach der Cancellaria zu kommen, um eine Kundgebung gegen den Minister Rossi zu machen. Auf die Frage nach dem Charakter dieser Kundgebung antwortete Brunetti, derselbe solle in Protestrufen bestehen, die dem Minister begrifflich machen sollten, daß das Volk mit seinem Werke nicht zufrieden sei. Caravacci ließ sich bewegen, zu kommen, und fand im Thorweg der Cancellaria schon einen Trupp von jungen Leuten um Brunetti versammelt, die gleich ihm der römischen Legion im Feldzuge gegen die Desterreicher angehört hatten. Als bald darauf der Wagen Rossis unter dem Thorwege hielt, wurde ein dumpfes Murren laut, Rossi entstieg dicht vor der Gruppe der Legionäre dem Wagen, der junge Brunetti zog einen Dolch, traf mit einem raschen Stoß den Hals des Ministerpräsidenten, faßte dann Caravacci bei der Hand, zog ihn aus dem Gewühl über den Hof mit sich und verließ denselben durch das offenstehende Thor. Von da eilten die beiden Freunde nach dem Hause der Brunettis. Dort suchte der Mörder sich die blutigen Hände, Hebdete sich um und bestieg in der Nähe einen geschlossenen Wagen, in welchem er, stets begleitet von seinem Freunde Caravacci, nach Porta Salaria fuhr. Unterwegs sagte der Mörder zu Caravacci: „Gehe zu Papa, Du findest ihn bei Mattei an der Piazza di Spagna. Sage ihm, daß ich verloren bin, wenn er nicht bis morgen die Revolution macht; sonst wird er mich nicht wiedersehen.“ Vor dem Thore trennten sich die Beiden. Caravacci fuhr nach Porta del Popolo, suchte den Vater Brunettis auf und theilte ihm den Hergang und die Botschaft seines Sohnes mit. Brunetti antwortete: „Morgen muß die Regola (ein verführeres Quartier Roms) bereit sein, die Revolution wird gemacht!“ — Und sie wurde gemacht. Die beiden Brunetti kämpften nacheinander unter Garibaldi, verließen Rom nach dem Einmarsche der Franzosen, fielen den Desterreichern in der Romagna in die Hände und wurden erschossen. Caravacci saß vom November 1848 bis Mai 1854 in Untersuchungshaft, bewahrte aber sein Geheiß bis heute.

Pariser Modeneuheiten. Die Nouveautés des Tages, die allerdings erst in sehr vereinzelt Exemplaren in der tonangebenden Modensicht an der Seine aufgetaucht ist, nennt sich „Schönheitspflasterchen-Schleier“. Seine Entstehung verdankt dieser für eine zarte Blondine überaus kleidsame Schleier einer Laune der vielberühmten Modistin. —

genannten Gräfin de Castellane geb. Gould. Die vornehme Dame, die sich in letzter Zeit nie ohne die wieder in Mode gekommenen Schönheitspflasterchen sehen ließ, entdeckte eines Tages, als sie schon vollständig zum Ausfahren angelleidet war, daß sie ihre geliebten „Beauty-Spots“ vergessen hatte. Da sie keine Lust verspürte, den sorgfältig gebundenen Schleier zu derangieren oder gar abzunehmen, klebte sie schnell entschlossen ein paar viereckige und runde schwarze Seidenpflasterchen auf das vor dem Gesicht befindliche Epigengewebe und siehe da — die neue Mode war ins Leben gerufen. Sofort machten sich vornehme Bugateliers die „Erfindung“ zu Nutze und offerirten ihren aristokratischen Kundinnen den allernuesten Schleier. Welch ein Luxus von den französischen Modedamen gerade in Bezug auf Schleier getrieben wird, ergibt der Umstand, daß die düstigen zarten Epigengewebe meist auf Bestellung und genau nach Angabe der betreffenden Schönen ansefertigt werden. Die von Comtesse de Castellane getragenen Schleier lösten fabelhafte Summen. Das Gewebe derselben ist so fein und das Muster so exquisit, daß es wie von Feenhänden hergestellt zu sein scheint. Die rings herumgehende Borde bildet die herrlichste Noien-Points. Die Schleierenden läßt man jetzt nicht mehr über das Haar herabfallen, sondern rafft sie geschickt zusammen, sodaß sie eine prächtige Kofette bilden, die von einer speziell zu dem Zweck in den Handel gekommenen Patentspange gehalten wird. Diese Spangen werden hauptsächlich aus Gold hergestellt und mit edlen Steinen verziert; doch giebt es auch bereits sehr hübsche und weniger kostspielige Nachahmungen. Zum Schluß seien noch einige Neuheiten in Glace-Handschuhen erwähnt. Die meisten derselben zeigen in rücksichtsloser Ueberschreitung aller bisher von guten Geschmack gezogenen Grenzen die selbstsamsten und auffälligsten Farben. Da giebt es heliotrou, purpur- und orangefarbene, grüne, hochrothe und leuchtend blaue Exemplare mit stark kontrastirenden dicken Raupen. Die für helle Abendtoiletten bestimmten Schweden und Danen variiren in zarteren Nuancen, wie maiblau, rosa, maigrün und blaßrosa. Auf diesen Handbekleidungen marfieren sich die meist in weiß gehaltenen Raupen weniger.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswah! vorbehalten.

— „Der Stein der Weisen“. Diese verdienstvolle Revue, welche mit so durchschlagendem Erfolge sich ausschließlich mit der Popularisirung der Wissenschaften, beziehungsweise den gegenwärtigen Fortschritten derselben beschäftigt, blickt nunmehr auf eine zehnjährige, sehr erprobte Thätigkeit zurück. Wo immer man für naturwissenschaftliche Entdeckungen, technische Erfindungen oder sonst Neues auf geistig und materiellem Gebiete Interesse hat, besitzt der Name „Stein der Weisen“ besten Klang. Mit einem vielversprechenden Prospekt und einem reichhaltigen, von zahlreichen instruktiven Abbildungen geschmückten 1. Hefte tritt nunmehr diese Zeitschrift (A. Hartleben's Verlag, Wien) in ihren XI. Jahrgang. Geöffnet wird derselbe mit einer inhaltreichen Abhandlung über Luftballons und Flugmaschinen, an welchen sich zunächst ein naturwissenschaftlicher Aufsatz über die merkwürdigen Kannenspflanzen (mit Bildern), sodann eine technische Abhandlung über Schiffsgeschütze (mit Bildern) anschließt. Für deutsche Leser ist vornehmlich die Schilderung des neuesten und ähnenförmigen Schloß Burg des Hohenzollernbaues (mit Bildern) von aktuellem Interesse. Sehr schön sind die beiden ganzseitigen Abbildungen Deutsche Schiffbauanstalten, sowie die den Aufsätzen über die Krupp'sche Gußstahlfabrik und Eisenbahnunfälle beigegebenen Illustrationen. Verschiedene Notizen, naturwissenschaftliche Mittheilungen, Bücherbesprechungen u. s. w. vervollständigen den Inhalt des vorliegenden Hefes. Auf die Reichhaltigkeit desselben gestützt, darf erwartet werden, daß die verdienstvolle, populär-wissenschaftliche Revue auch fernerhin sich auf der Höhe ihrer Aufgabe halten wird. Jede Buchhandlung giebt auf Verlangen Probehefte ab.

— Eine Wochenschrift aus dem Anfange unseres Jahrhunderts findet sich in dem soeben zur Ausgabe gelangten 13. Hefte des ausgezeichneten Prachtwerkes „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagsbureau von J. G. Cotta, Berlin W., 60 Lieferungen à 60 Bfg.). Es ist das Faksimile der „Halleischen Zeitung“ vom 3. Mai 1804, die damals bekanntlich den Titel „Halleischer Kurier“ führte, worin „im Gespräch mit einem Bauern von den neuesten Zeitgeschichten und Weltbühnen“ berichtet wird. Die politische Geschichte wird in diesem Hefte bis zum Tode Napoleons I., 5. Mai 1821, fortgeführt, der sich eine Schilderung der Frauen aus der napoleonischen Zeit anreicht. Den Schluß des Hefes bildet das hochinteressante Kapitel „Stein- und Buchdruck“, welches die damaligen einfachen Druck-Vorrichtungen bis zur Erfindung der ersten Doppel-Schnellpresse der „Times“ durch die Deutschen König und Bauer im Jahre 1814 in eingehender Weise behandelt. Eine reiche Anzahl trefflicher Illustrationen begleiten den fließenden Text und bilden einen prächtigen Schmuck des Hefes.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gedenleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomiarth H. von Meudel-Stiefels zu Halle (Saale).

Ueber Zuchtinängel der Bullen.

Trotz geeigneter Behandlung und Pflege der Zuchtbullen machen sich bei denselben doch bisweilen gewisse Fehler recht unangenehm bemerkbar. Diese Fehler können bestehen in Unlust zum Decken, in Unfähigkeit zum Decken und schließlich in Unfähigkeit zum Befruchten.

Hinsichtlich dieser abnormalen Erscheinungen im Geschlechtsleben der Bullen hat Prof. Dr. Busch-Dresden in seiner Thätigkeit als Leiter der im Königreich Sachsen staatlicherseits unterstützten Bullenstationen und Zuchtgenossenschaften werthvolle Beobachtungen gemacht, die er in der „Dtsch. Thierärztl. Wochenschrift“ mittheilt. Seinen interessanten Ausführungen an dieser Stelle entnehmen wir das Folgende:

1. Was die Unlust zum Decken, den Mangel an Geschlechtstrieb anlangt, so wird derselbe zum Ueberger der Züchter sehr häufig bei jungen Thieren, die das Deckgeschäft erst beginnen sollen und oft mit großen Opfern importirt sind, gesehen, während die körperlich minder, ja oft geradezu dürrig entwickelten, im eigenen Stalle geborenen und aufgezogenen Bullen einen sehr regen Geschlechtstrieb zeigen und dann gewöhnlich für die ersten anfänglich einspringen müssen. Bei diesen sind es eine gewisse Ängstlichkeit und ein Ungewohntsein in der geschlechtlichen Thätigkeit und andererseits auch die Folgen der Ueberführung in andere Verhältnisse, der Eingewöhnung, welche die Entfaltung des Geschlechtstriebes zeitweilig geradezu vollständig verhindern und zwar um so eher, je freier und härter die Thiere vorher gehalten wurden, und je größer der Unterschied ist zwischen den alten und neuen Verhältnissen.

Ähnliche unangenehme Erfahrungen mußten wir, so berichtet Prof. Busch, auch zu wiederholten Malen mit Bullen aus unseren Aufzuchtstationen machen. Wir haben je eine Station für Bullen der Niederungs- und Höhenrassen mit einem Bestand von je 30 Stück, die im Alter von 8–12 Monaten in Oldenburg und Baden angekauft wurden und durchschnittlich ein halbes Jahr auf der Station stehen. Hier wird darauf gesehen, daß die vor ihrer Aufnahme mit Tuberkulin geimpften Thiere möglichst kräftig und wüchsig werden. Dieselben stehen in einem geräumigen, lustigen Stalle, genießen im Sommer und Herbst ausgiebigen Weidegang und werden im Winter bei jedem Wetter täglich einige Stunden auf der dem Gehöfte angrenzenden Feldmark oder auf dem eingefriedigten großen Zummelplatze getrieben. Hierdurch wird der Geschlechtstrieb im Interesse der Vereerbung und der späteren Produktion einer gesunden, wüchsigen Nachkommenschaft, namentlich bei den Simmenthalern und hier wiederum am ehesten bei den frühesten und leichtfutrigsten Thieren, sichtlich hintenangehalten, was der Stationsverwaltung auch insofern erwünscht ist, als nur so der gemeinsame Weidegang möglich ist, während sich die Thiere im umgekehrten Falle nicht nur gegenseitig abjagen und dadurch im körperlichen Gedeihen beeinträchtigt werden, sondern auch fast ohne Ausnahme eine Durchbiegung der Nierenpartie und somit eine Verschlechterung ihrer Rückenformen erleiden.

Immerhin springen die Thiere dennoch auf einander herum und verlegen sich dabei auch bisweilen die Ruthe, sobald bei einer Herde von 30 Stück im Alter von 9–15 Monaten immerhin zwei Hütungen ihre Arbeit haben und einzelne Thiere überhaupt nicht in der Herde gehen können. Kommen diese Bullen nun im Alter von 13–15 Monaten zu den Züchtern, denen sie annähernd zu zwei Dritteln des Selbstkostenpreises verkauft werden, so zeigen sie, namentlich wenn sie im Herbst bei nasser Witterung geweidet haben, bisweilen nicht die geringste Geschlechtslust, obgleich sie auf d. r. Station bereits probirt sind und auch dort gedeckt haben. Es hat also hier der Besitzwechsel und der mit denselben gewöhnlich

verbundene Uebergang zur reinen Stallhaltung diese unangenehme Erscheinung im Gefolge, trotzdem die Thiere in derselben Gegend bleiben und das Klima somit ohne Einfluß ist.

Um der Unzufriedenheit und den Beschwerden der Züchter vorzubeugen, ist seitens der Stationsleitung eine Belehrung verfaßt worden, die jedem Abnehmer eingehändig wird, wodurch weitere Reklamationen bis jetzt unterblieben sind.

In dieser Belehrung wird auf Folgendes aufmerksam gemacht:

a. Den Bullen sind anfangs nur wirklich rindrige und namentlich jüngere Kühe oder Kalben zuzuführen. Werden jungen Bullen alte Kühe genähert, die nicht stark rindern, so stellen sie sich oftmals absolet gleichgültig hin, ohne von den weiblichen Thieren Notiz zu nehmen, jedoch die Züchter den Eindruck bekommen, der Bulle sei vollständig zuchtuntauglich.

b. Man bindet den Bullen im Kuhstall neben ein rindriges weibliches Thier oder läßt sie mit diesen gemeinsam auf der Weide, dem Zummelplatz oder im Winter auf der Scheunentenne frei umhergehen.

c. Man läßt die jungen Bullen einige Male dabei stehen, wenn ältere Stiere decken.

d. Man läßt die zu deckenden Kühe nicht auf dem Sprungplatz still stehen, sondern, wenn der Bulle theilnahmslos ist, langsam umherführen und ihnen dann den Bullen folgen, dessen Aufmerksamkeit hierdurch angeregt wird.

e. Man führt den Bullen anfänglich nur kleine Kühe zu oder läßt große Kühe tief stellen. Auf diese Weise bekommen die ängstlichen Individuen mehr Vertrauen zum Aufspringen, während sie vor großen, schweren Kühen zurückschrecken.

f. Man läßt die Schlauchpartie vor dem Sprunge mit einem Tuche oder mit der Hand reiben und den Deckakt an einem ruhigen Orte vornehmen, von dem man jeden Zuschauer fern hält.

Wie richtig es ist, daß jungen Bullen nur rindrige Thiere zugeführt werden, zeigt folgender Fall.

Beim wiederholten Probiren zeigten zwei sehr schöne, kräftige Stationsbullen badisch-simmenthaler Abkunft durchaus keinen Geschlechtstrieb, trotzdem in ihrer Gegenwart ein großer Theil der übrigen Thiere auffrangen und deckte. Die ersten wurden deshalb mit einer Herde Kalben 9 Tage auf die Weide getrieben, ohne daß sie sich geschlechtlich rührten. Als aber am 10. Tage eine Kalbe stark rinderte, erwachte ihr Geschlechtstrieb derart, daß sie nur mit Mühe von dem Thiere abgebracht werden konnten. Einer von diesen Bullen hat nach seinem Abgange aus der Station bei seinem neuen Besitzer wiederum den Sprung einige Wochen hindurch verweigert, ist aber jetzt ein ausgezeichnete Decker.

Ein anderes Mal beobachtet man, daß der junge Bulle zuerst träge springt und dann plötzlich ganz aufhört, um nach einer weiteren Spanne Zeit schließlich seine volle Schuldigkeit zu thun. Entweder ist dann das geschlechtlich noch nicht genügend entwickelte Thier zuerst zu stark in Anspruch genommen worden, oder aber die Folgen der Akklimatisation machen sich erst später bemerkbar. In allen solchen Fällen handelt es sich nur um eine kleine Geduldsprobe. Läßt man derartigen Individuen 2–4 Wochen Zeit und Ruhe, so verrichten sie später ihren Dienst zur vollen Zufriedenheit.

In Bezug auf die Fütterung ist zu bemerken, daß es bei großem Bauch zweckmäßig sein kann, denselben durch Beschränkung der Raufuttergabe zu beseitigen, ferner wird empfohlen, den Thieren reichlich Hafer zu geben, Kleien und Brühfutter aber wegzulassen. In letzterem Punkte sind die Ansichten und Erfahrungen nicht überall die gleichen, ja man kann sogar häufig beobachten, daß die Bullen, die daselbe Futter wie die Kühe erhalten und einen umfangreichen Bauch

besitzen, nicht nur gut decken, sondern auch gut befruchten, während andererseits die Thiere bei rationeller Ernährung — Heu, Hafer, reines Wasser — hierin zu wünschen lassen. Wie überall, so liegt auch hier das Richtige in der Mitte. Wurzeln, Knollen, Brühfütter, Schlempe sind nur in solchen Mengen zu geben, als sie nicht im Stände sind, das Thier unbeholfen und schwer zu machen; wird der Bulle aber geschlechtlich stark in Anspruch genommen, so ist der Hafer dasjenige Futtermittel, welches dem Thiere die erforderliche Sprung-Energie am ehesten und besten verschafft und sie ihm dann auch am längsten erhält. Bei jungen Bullen, die aus der Stallhaltung kommen und stark aufgeschwemmt, „getrieben“ sind, kann es sich aber erforderlich machen, ihnen Kleie, Mehle, Wurzeln und Knollen, Brühfütter zc. zu reichen, bis sie sich an die veränderte Haltung gewöhnt haben, und erst nachher kann dann der Hafer in sein Recht treten. Man muß also, wenn man die Herkunft und die früheren Haltungsverhältnisse kennt, die letzteren den importirten Thieren verschaffen, sonst aber die verschiedenen Fütterungsarten versuchen.

2. Die Unfähigkeit zu decken, oder zu befruchten, kann in mancherlei äußerlichen Gebrechen oder in einer Störung des Nervensystems begründet sein.

Von äußeren Fehlern sind besonders zu erwähnen Sprunggelenksallergien, Fesselgelenk- und Ballen-Entzündungen, die den Thieren das Aufrichten der Vorhand erschweren. Oft sind es auch nur die durch das Stehen auf jauchigem Stande empfindlich gewordenen Ballen, die dem Bullen namentlich auf hart gefrorenem Boden solche Schmerzen verursachen, daß er vom Decken absteht, besonders dann, wenn er von Hause aus phlegmatisch oder in Folge seines Gewichtes schwerfällig und bereits unbeholfen ist.

Dann besteht bei manchen älteren Thieren eine gewisse Empfindlichkeit in der Lendenpartie, die denselben das Aufspringen verleidet; ferner kommen akute rheumatische Zustände der Gelenke im Verein mit Herzaffektionen vor, die den Ge-

schlechtstriebe oft für längere Zeit gänzlich darniederhalten, und endlich machen auch krankhafte Zustände am Penis das Deckgeschäft bisweilen unmöglich. So sah ich einen Simmenthaler Bullen, der den Penis nicht genügend aus der Vorhaut herausbringen konnte.

Weiterhin machen Warzenbildungen an der Ruthe das Deckgeschäft unmöglich, die infolge von Verwundungen bei ungeschicktem Sprunge entstehen. Auf der hiesigen Bullenaufzuchtstation kommen solche Verwundungen häufig dadurch vor, daß die Thiere beim Aufspringen auf ihre Weidegenossen mit dem Penis gegen den Sitzbeinhöcker stoßen. Blutflecke hier und Bluttröpfchen aus dem Schlauche sind daher nichts Seltenes. Wiederholt sich aber der Vorgang bei ein und demselben Thiere häufiger, so ist der Wärter gehalten, dasselbe im Stalle zu belassen, weil sonst Wucherungen, die bei jedem normalen Deckakte bluten, oder selbst umfangreiche Wucherungen entstehen, die operativ entfernt werden müssen.

3. Die Unfähigkeit, zu befruchten — die Zeugungs-Impotenz — ist ätiologisch noch etwas dunkel. Abgesehen von den Fällen der Samenlosigkeit beobachtet man das Ausbleiben der Befruchtung nach dem vorhergegangenen Sprunge auch in Jahren mit abnormer Kasse, in denen das Futter entweder schon auf dem Halme oder nach dem Abmähen ausgelagt wurde und dadurch an seinem ganzen Nährwerthe Einbuße erlitt. Ferner ist den Züchtern genügend bekannt, daß einzelne Kühe von gewissen Bullen nicht „bleiben“, während andere Thiere von denselben tragend wurden, und daß importirte Bullen in der ersten Zeit nach ihrer Einführung, namentlich bei ungleichartigen Paarungen, nicht befruchten, selbst wenn sie frisch und eifrig decken.

Endlich können auch einzelne Infektionskrankheiten das Fortpflanzungsvermögen vollständig vernichten, was bei Genghien nach der Influenza und bei Bullen nach der Maul- und Klauenfeuche beobachtet worden ist.

Zum Kapitel: Gewerbsmäßige Stellenvermittler.

Eine Entscheidung des Königlichen Kammergerichts zu Berlin, welche das Stellenvermittlungswesen betrifft, verdient besondere Beachtung. Der dem Urtheil zu Grunde liegende Sachverhalt ist folgender:

Das soeben aus seiner früheren Stellung entlaufene Dienstmädchen Mathilde R. hat die Vermiettsfrau R., ihr einen Dienst zu verschaffen; sie gab an, wegen der erlittenen schlechten Behandlung nicht in ihren bisherigen Dienst zurückkehren zu wollen. Da die R. weder Dienstbuch noch Entlassungsschein hatte, erklärte die Vermiettherin R., sie müsse erst ihre Papiere beschaffen, und sie solle sich wegen Regelung ihres früheren Dienstverhältnisses an die Polizeibehörde wenden. Die Polizeibehörde ordnete zwar die Rückkehr in den Dienst an, die R. weigerte sich dessen und wandte sich von Neuem an die R. wegen einer anderen Stelle. Diese erwiderte, sie dürfe als Vermiettsfrau die R. nicht vermieten. Gleichwohl ließ die Vermiettherin R. der Frau R., welche bei ihr um ein Dienstmädchen angefragt hatte, sagen, „die zur Zeit außer Dienst stehende R. sei bei ihr.“ Es kam dann im Hause der Vermiettherin R. zwischen der Frau R. und dem Dienstmädchen R. zum Abschluß eines Dienstvertrages. Die R. blieb ein Vierteljahr bei der Frau R. in Stellung. Die Vermiettherin R. erhielt weder von der Frau R. noch von dem Dienstmädchen R. für ihre Mühewaltung Geld oder irgend welche andere Vergütung.

Das Landgericht, welches in der Berufsstanzung mit der Sache befaßt gewesen, hat in dem vorstehend geschilderten Sachverhalt eine Uebertretung der §§ 15, 16, 17 der Gesindeordnung aus dem doppelten Grunde nicht erblickt, weil das

Dienstmädchen R. zur Zeit, als sie sich an die Vermiettsfrau R. wandte, nicht in Diensten gestanden habe und weil die Thätigkeit der Angeklagten weder als Anreizung zum Verlassen eines Dienstes noch als Anreizung zur Annahme eines anderen Dienstes anzusehen sei.

Diese Auffassung des Berufungsgerichts ist, wie das Kammergericht ausführt, nach beiden Richtungen hin eine rechtsirrtümliche; es liegen vielmehr alle Thatbestandsmerkmale einer strafbaren Zuwiderhandlung gegen die §§ 16, 17 der Gesinde-Ordnung vor.

Gesinde, welches eigenmächtig seinen Dienst verlassen hat, steht im Sinne der Gesinde-Ordnung noch in Diensten. Der dem Gesindeverhältnis zu Grunde liegende eigenartige Vertrag kann nicht dadurch gelöst werden, daß der Dienstbote sich widerrechtlich oder vertragsbrüchig aus seiner Dienststellung entfernt. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, schärft die Gesinde-Ordnung den Gesindemählern nachdrücklich ein, nur solche Personen in Dienst unterzubringen, welche nach den gesetzlichen Vorschriften sich zu vermieten berechtigt sind. Den Gesindemähler, welcher Gesinde, das seinen Dienst eigenmächtig verlassen hat, zur Annehmung anderer Dienste veranlaßt, trifft demnach die im § 17 a. a. O. angedrohte Strafe.

Auch den Begriff des „Anreizens“ im Sinne der Gesinde-Ordnung hat der Berufungsrichter verkannt. Es bedarf dazu nicht einer ausdrücklichen von dem Gesindemähler direkt an das Gesinde gerichteten Aufforderung zur Verlassung des bisherigen und Annehmung eines anderen Dienstes, vielmehr genügt es, wenn der Gesindemähler durch seine Handlungen und an Andere gerichtete Mittheilung das Gesinde zu bestimmen sucht, den neuen Dienst anzunehmen. Dies ist im vorliegenden Falle dadurch geschehen, daß die Vermiettherin R. der Frau R. hat sagen lassen, „die zur Zeit außer Dienst seiende R. sei bei ihr“, und daß, wie die Vermiettsfrau R. voraussehen konnte, die Frau R., welche „um diese Zeit bei der R. um ein Dienstmädchen angefragt hatte“, mit der R. in Folge dessen einen Dienstvertrag abgeschlossen hat, daß also die R. durch jene Mittheilung der Vermiettsfrau R. an die Frau R. mit Wissen und Willen der

*) Es lauten:

§ 15. Insonderheit müssen sie (die Gesindemähler) nachforschen, ob dieselben (Gesinde) nach den gesetzlichen Vorschriften sich zu vermieten berechtigt sind.

§ 16. Gesinde, welches schon in Diensten steht, müssen sie unter feinerlei Vorwände zu deren Verlassung und Annehmung anderer Dienste anreizen.

§ 17. Thun sie dieses, so müssen sie dafür das erste Mal mit 15—30 Mark Geld- oder verhältnismäßiger Haftstrafe angehen, im Wiederholungsfalle aber noch außerdem von fernerer Treibung des Mähler-Gewerbes ausgeschlossen werden.

R. indirekt veranlaßt wurde, den neuen Dienst anzunehmen. Dies stellt sich als indirektes „Anreizen“ dar.
Demzufolge hat das Kammergericht das freisprechende Urtheil des Landgerichts aufgehoben und die Vermietlerin R. zu 15 Mark Geldstrafe und zu den Kosten des Verfahrens verurtheilt.

Vorgänge, wie in der Entscheidung zur Aburtheilung gelangt, sind nicht so selten. Für die Betroffenen empfiehlt sich rücksichtsloses Vorgehen mit Hilfe der Staatsanwaltschaft. Der in der Entscheidung niedergelegte Satz verbürgt Erfolg.

Dr. Tr.

Zur Frage der Beseitigung der Hamsterplage.

In der Juni-Nummer dieses Jahres gab unserer „Zeitschrift der Landwirtschaftskammer für die Provinz Sachsen“ veröffentlichten wir einen Artikel, welcher eingehend die Frage behandelte, auf welche Weise der Hamsterplage, welche sich in vielen Bezirken unserer Provinz äußerst lästig bemerkbar macht, gesteuert werden solle. Im Anschluß daran erhielten wir aus der Mansfelder Gegend von Herrn Dr. M. in D. die nachfolgenden Ausführungen, welche wir aus Mangel an Raum in unserer „Zeitschrift“ zum Zwecke des Meinungsaustausches über den angeregten Gegenstand in diesem Blatte zur Veröffentlichung bringen. Herr Dr. M. schreibt:

Der Artikel des Herrn Dr. Hollrung: „Auf welche Weise soll der Hamsterplage gesteuert werden?“ hat den Schaden, der durch diese Plage entsteht, sowie die Mittel zur Bekämpfung derselben in vorzüglicher Weise behandelt. Nur eine Seite der Hamsterfrage scheint mir übersehen zu sein, nämlich der Umstand, ob im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Zunahme der Hamsterplage stattgefunden hat oder nicht. Nach meinen Beobachtungen und nach der Ansicht vieler Landwirthe ist das Erstere der Fall. In meinen Kinderjahren mußte man auf den hiesigen Weckern nach Hamsterbauen suchen, heute sind sie auf allen Grundstücken, die man betritt, sofort in Menge zu sehen.

Der Grund für diese Vermehrung aber liegt ganz offenbar in der rücksichtslosen Ausrottung des sogenannten Raubzeugs durch Gift und durch die leicht zu handhabenden, weittragenden und sicher schießenden modernen Gewehre in Verbindung mit der möglichsten Abforstung aller nicht dem Fiskus gehörigen Wälder. Das Raubzeug kann jetzt seine Baue den Blicken der Menschen schwer entziehen!

Der Fuchs, der Marder, der Iltis und das Wiesel (letztere gehören nicht zum Raubzeug, werden aber so behandelt), sowie namentlich die sämtlichen großen Raubvögel werden auf alle Art vertilgt, obgleich sie die eifrigsten Hamstervertilger unserer Felder sind. Wer Gelegenheit gehabt hat, einen Fuchs im Sommer bei beginnender Dämmerung auf einem Felde zu beobachten, der wird bemerkt haben, wie viele Hamster unser Gewatter Reinecke an einem Abend abschüttelt, und wer einen Marder- oder Iltis-Bau auf seinen Weckern hat (was früher häufig vorkam), der wird in der Umgegend von 20 Morgen schwerlich viele lebende Hamster auffindig machen.

Eine Bestätigung dieser Ansicht erhielt ich durch einen Herrn aus Saderleben, dessen Vater Ländereien in B. bei Cisleben in Pacht hat; er sagte mir: „Als der alte Oberförster noch in B. war, hatten wir keine Hamster, als aber der neue das Raubzeug auf jede Weise vertilgte, da stellten sich die Hamster ein und nehmen nun erschreckend an Zahl zu.“ Es kommt daher für uns Landwirthe bei der Hamsterplage auf die Entscheidung der Frage an: „Wie sollen wir uns gegen-

über diesem Raubzeug verhalten? Sind diese Thiere für uns Landwirthe überhaupt Raubzeug?“

Als Landwirthe müssen wir diese Frage unbedingt verneinen.

Uns Landwirthe bringt dieses sogen. Raubzeug fast nur Nutzen; denn auch die Vertilgung der Hasen und Kaninchen ist zum Vortheile der Landwirthe, während uns die Hasen, und zwar gerade in dürren, schlechten Jahren, ungeheueren Schaden zufügen. Der Landwirth muß daher den Hasen verfolgen und das Raubzeug etwas mehr schonen!

Kun werden aber die echten Jäger sagen: „Ja, aber der Hasenbraten?“ Demgegenüber möchte ich mit sehr vielen Leuten behaupten: „Einmal im Jahre zur Abwechslung lieben wir den Hasenbraten, die übrige Zeit wollen wir gern bei Enten-, Gänse-, Schöps-, Kinder- u. Braten verbringen und ich sehe, allzu begierig sind sehr wenig Leute bei gemeinschaftlichen Essen auf Hasenbraten.“

Schade nur um die Rebhühner und Singvögel! Und hier noch eine andere Seite dieser Frage. Ist es nicht äußerst schädlich für den Fleischmarkt, wenn die Hasen durch die allzu gute Pflege und den Abschluß des Raubzeugs in geradezu erschreckenden Mengen auf den Markt gebracht werden, und zwar zu einem Preise, der dem Schaden, den der Hase der Landwirtschaft thut, nicht im Geringsten entspricht und zu einer Zeit, in der das meiste Vieh gemästet zu werden pflegt?

Als Jäger aber fragen wir: „Welchen Werth hat die Jagd?“ Sie hat doch offenbar ihre Bedeutung für ein Volk darin, den Mann, der seinen Körper nicht durch schwere Arbeit stählen kann, durch ihre Anstrengungen kräftig, gesund und kriegstüchtig zu erhalten.

Erfüllt die heutige Jagd diesen Zweck?

Ich muß sagen: Unsere Hasenjagd ganz bestimmt nicht! Unsere Hasenjagden bringen gewöhnlich erst nach Schluß besondere Anstrengungen!

Ist es denn außerdem heute eine Kunst, von den vielen Hasen, die dem Jäger zugetrieben werden, mit unseren ausgezeichneten Gewehren durch viele Schüsse einige Hasen zu tödten? Das kann der richtige Sonntagsjäger auch! Der gute Schütze aber zeichnet sich heute nur noch durch die große Menge der erlegten Hasen, nicht aber durch größere Gewandtheit im Heranpürschen aus. Unsere Jagd würde ihrem Zwecke viel besser entsprechen, wenn wir weniger Hasen in den Feldern hätten und es dem Jäger daher nur unter Anstrengungen möglich würde, sich an das Wild heran zu pürschen.

Zum Schluß einige Worte an den Naturfreund, denn der echte Jäger wird nicht gut auf mich zu sprechen sein.

Giebt es einen herrlicheren Anblick, als eine Landschaft, über die ein paar freilebende Habichte oder Weihen dahinschweben?

Fragekasten.

Frage S: Kropf des Kohls. (B. D. in S.) Einen größeren Theil meines Gemüsegartens habe ich mit Weißkohl bestellt, welcher zum Theil sich schlecht entwickelt hat. Nun habe ich die Beobachtung gemacht, daß die Wurzeln des Kohls, was doch sonst nicht der Fall ist, vielfach mit Knoten der verschiedensten Größe besetzt sind. Da ich annehmen muß, daß es sich hier wohl um eine krankhafte Erscheinung handelt, bitte ich um Aufklärung über diese.

Antwort. Es ist zwar stets durchaus zu empfehlen, mit den Anträgen über krankhafte Zustände an Gewächsen ein paar mit den charakteristischen Abnormitäten versehene Exemplare der betr. Pflanzensart einzuliefern, damit durch eine genaue Untersuchung das Wesen der Erkrankung festgestellt werden kann. In diesem Falle ist aber gar kein Zweifel, daß es sich um die Knotensucht der Kohlgewächse, auch Kropf oder Hernie genannt, handelt. Diese Krankheit, welche durch einen Schleimwüch (Myxomyceten) mit dem etwas langen Namen Plasmodiophora Brassicae hervorgerufen wird, befällt alle Kohlarten, sowie Doer- und Unterrüben, weiße Rüben,

Raps und andere Kreuzblücker. Die Wurzeln der befallenen Pflanzen zeigen kugelige oder spindelförmige sehr verschieden große Anschwellungen, die sich leicht bräunen und bisweilen in Fäulnis übergehen. Ganz besonders charakteristisch ist diese Krankheit durch das Auftreten sehr zahlreicher, perlartig gebäuerter Geschwülste namentlich an den Seitenwurzeln.

Befällt die Krankheit die Kohlpflanzen bereits in jugendlichem Wachstumsstadium, so ist später auch ein merkliches Zurückbleiben der oberirdischen Pflanzentheile zu beobachten. Es ist also, da Ihre Kohlpflanzen z. T. ein schwaches Aussehen zeigen, anzunehmen, daß der oben genannte Pilz schon frühzeitig in dieselben eingewandert ist. Greift er die Pflanzen erst in späterem Entwicklungsstadium an, so ist seine Gegenwart für gewöhnlich nach dem Aussehen der oberirdischen Pflanzentheile nicht so leicht zu errathen.

Der Boden Ihres Gartens ist auf irgend eine Art mit dem Pilze inficirt worden, und die dem Auge nicht sichtbaren Sporen sind nun in demselben zerstreut. Treffen nun die Keimungsprodukte

dieser Sporen eine Wurzel der angebauten kohlrartigen Pflanzen, so dringen sie in das Gewebe derselben ein und rufen die oben charakteristische Krankheit hervor.

Der Grund dafür, daß der den Kropf der Kohlpflanzen hervorrufoende Pilz immer wieder ins nächste Jahr im Boden übernommen wird, liegt hauptsächlich darin, daß man fast allgemein die Kohlrünte über Winter im Boden stehen läßt. Mit Kropf vorhanden, so geben die Anischwellungen dann allmählich in Fäulnis über, wodurch die Neuinfektion des Bodens herbeigeführt wird. Es empfiehlt sich daher dringend, die stehengebliebenen Kohlrünte mit möglichst allem Wurzelwerk bald nach der Ernte der Köpfe aus dem Boden zu entfernen und zu vernichten oder sie mit reichlichen Mengen von Klee-

fall zu kompostieren. Ferner darf man auf dem Lande, wo die Krankheit aufgetreten ist, nicht sogleich wieder Kohl anpflanzen. Tritt dieselbe irgendwo auf, und man will den Anbau von Kohl auf den betreffenden Flächen nicht auf längere Zeit einstellen, so ist es ratsam, das Land zu rigolen und die Krume vor dem Bepflanzen noch mit ungelöschtem Kalle zu bestreuen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß man die Kohl-Sämlinge beim Auspflanzen schon darauf hin prüfen muß, ob sie z. Th. bereits kleine Anischwellungen zeigen. Sie müßten dann ohne Weiteres von dem Auspflanzen ausgeschlossen werden.

Dr. Bruhne.

Kleinere Mittheilungen.

Das Ausfließen der Milch aus dem Euter ist eine Erscheinung, die man unter den verschiedensten Umständen beobachten kann. Die Erscheinung tritt z. B. ein:

1. zur Zeit der Geburt, 2. auf Märkten bei Kühen mit sogen. gespanntem Euter, 3. beim Weidegang, zumeist in der ersten Zeit desselben, ebenso auf der Herbstweide, wenn dieselbe reichlich und fett ist, besonders an warmen, sonnigen Tagen und bei frischmelkenden Kühen, 4. bei Stallfütterung infolge des Liegens auf hartem Boden, bei wenig oder harter Streu.

Als Ursachen können angeführt werden: Eine starke Anfüllung des Euters mit Milch bei gleichzeitigem Erlahmen der Schließmuskeln eines oder mehrerer Striche; starke Reibung des Euters infolge starker Bewegung beim Weidegang und beim Treiben auf den Markt; Druck beim Liegen auf hartem Boden oder harter Streu.

Als Vorbeugung und Abhilfe empfiehlt sich: ad 1. Melken der Kühe vor der Geburt und wiederholtes Melken in der ersten Zeit nach der Geburt in regelmäßigen Zwischenzeiten (6 oder 8 Stunden). ad 2. Das Spannen des Euters bei Kühen, die zu Markte getrieben werden, sollte als Thierquälerei bezeichnet und verboten werden. Die Milch solcher Kühe verändert sich derart, daß sie zur Käsefabrikation nicht verwandt werden kann; außerdem kann eine bleibende Lähmung oder Schwächung der Schließmuskeln die Folge solcher Zustände sein. ad 3. In der ersten Zeit des Weideganges melke man diejenigen Kühe, welche die Milch ausfließen lassen, dreimal täglich, und zwar das erstmal vor dem Austreiben auf die Weide. ad 4. Bei Stallfütterung bereite man den Thieren ein warmes, weiches Lager und melke sie regelmäßig von 6 zu 6, oder 8 zu 8 Stunden aus.

Außerdem ist ein Waschen solcher Striche mit zusammenziehenden Mitteln, z. B. Eichenrindenabjud zu empfehlen. Es muß ferner darauf gesehen werden, daß die Absonderung der Milch in einer für die Thiere schmerzlosen, sanften Weise erfolgt, da sonst leicht eine Ueberreizung der Schließmuskeln eintritt, die dann nur zu gut das krankhafte Ausfließen der Milch befördert.

Wo das Abfließen der Milch sich zeigt, hat man der Beseitigung derselben seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen, da bei einer Vernachlässigung dieser Uebelstände leicht schwere Euterkrankheiten auftreten können, die dann eine dauernde Leistungsunfähigkeit des betreffenden Thieres nach sich ziehen.

Zur Thomasmehlfrage. Wie uns mitgetheilt wird, sind die Ausichten auf einen Friedensschluß zwischen der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirthe und dem Verein deutsch-österreichischer Thomasmehlfabrikanten geschwunden. Der Thomasverein hat die letzten Verhandlungen trotz weitgehenden Entgegenkommens von seiten der Bezugsvereinigung scharf abgewiesen und erklärt, es handele sich für ihn nicht mehr um eine Preis- oder Rechtsfrage, sondern nur um eine W a c h t f r a g e. Es bleibt abzuwarten, wer die Macht zuletzt in Händen hat. Der Thomasverein hat wohl das Geld, aber auch die — Schlacht. Sorgen wir dafür, daß er diese behält, dann wird die deutsche Landwirthschaft schließlich die Macht in die Hände bekommen. Daß wir Landwirthe uns von dem Bezuge von Thomasmehl unabhängig machen können, haben wir in den Spalten dieses Blattes längst zur Genüge nachgewiesen. Es kommt nur darauf an, daß die Landwirthe in dem vom Thomasverein heraufbeschworenen Kampfe einmüthig zu einander halten und kein Thomasmehl kaufen.

Inserate
pro Seite 20 Pfennig.

Anzeigen.

Inserate
pro Seite 20 Pfennig.

Gesetzlich geschützt!

Gesetzlich geschützt!

Müller's Maiskeim-Melasse

hat sich als das **beste aller** Melasse-Mischfutter **bewährt** und wird in hunderten von **Gutachten** als

ganz hervorragendes Kraft- und Sanitätsfutter

empfohlen.

Man giebt von

per 1000 Pfund lebend Gewicht
Müller's Maiskeim-Melasse an Pferde bis 5 Pfd.
 gesetzlich geschützt
Müller's Maiskeim-Melasse an Arbeitsochsen b. 5 Pfd.
 gesetzlich geschützt
Müller's Maiskeim-Melasse an Milchvieh b. 4 Pfd.
 gesetzlich geschützt

per 1000 Pfund lebend Gewicht
Müller's Maiskeim-Melasse an Mastvieh bis 7 Pfd.
 gesetzlich geschützt
Müller's Maiskeim-Melasse an Jungvieh bis 5 Pfd.
 gesetzlich geschützt
Müller's Maiskeim-Melasse an Schafe bis 8 Pfd.
 gesetzlich geschützt.

An Schweine nur Müller's Maiskeim-Melasse, ges. gesch., Körner und dergl. garnicht.

Gutachten und Offerten mit Gehaltsgarantie franco aller Stationen geben auf Frage.

Berlin und
Inowrazlaw.

Brüder Müller
Maiskeim-Melasse-Fabrik.

Berlin und
Inowrazlaw.